Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 19

Artikel: Briefwechsel nach Neujahr

Autor: Butz, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-711249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fung (gute Leistung = 1, befr. L. = 2, schwache L. = 3) werden den Rekruten vorerst nicht bekannt gegeben. Hingegen wandern die Arbeiten samt Taxationen an die Kp.Kdten und an die Zugführer. Die Experten sind verpflichtet, ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Räte an die Fortbildungs- und Berufsschulen weiterzuleiten. — Schon haben die Praktiker festgestellt, daß die Schriften im allgemeinen zu wünschen übriglassen und sie fordern eine gut leserliche, einfache aber flüssige Schrift; dies besonders von den «Gebildeten». Jede Arbeit muß vor ihrer Ablieferung durchgesehen werden. Ein Brief muß kurz, sauber und klar abgefaßt sein. Aufsatzthemata wie:

«Ich stecke in der Uniform!»
«Zum erstenmal auf Schildwache»
«Warum ich Soldat bin»
«Dienstkameradschaft»

geben Gelegenheit, ein Thema frei zu behandeln. Dabei handelt es sich darum, in einfachem Stil Gedanken, Gefühle auszudrücken und Ereignisse aus dem Alltag wiederzugeben.

Die mündliche Prüfung, welche im Dialekt vorgenommen wird, kommt im Urteil der Rekruten selbst sehr gut weg. Letztere bringen wirtschaftlichen und politischen Problemen viel Interesse entgegen. Der Gedanke, daß alle Wirtschaftskreise eng miteinander verbunden sind und bleiben müssen, erfährt eine Stärkung und hilft mit, im jungen Staatsbürger das Gefühl zu wecken oder zu vertiefen, daß jeder ein Glied der Volksgemeinschaft ist, nicht einer beliebigen, sondern der spezifisch **schweizerischen.**

Wm. Solenthaler.

Briefwechsel nach Neujahr

Von Urs Butz.

Liebe Martha!

Ich habe Dich lange auf Antwort warten lassen. Es tut mir leid, aufrichtig leid, es ist keine Phrase. Wie oft habe ich diese letzte Zeit an Dich gedacht und mir immer gesagt: Jetzt wird der Martha geschrieben. Und immer, immer kam irgend etwas dazwischen.

Die Festtage geben halt viel zu tun. Fest-Tage — ja, Du wünschtest mir frohe Festtage. Sie vergingen, die «frohen Festtage». Zum Glück hatte ich viel zu tun, so daß ich mich zusammennehmen konnte und nicht allzusehr spürte, wie wenig festlich die Festtage diesmal waren.

Und schon sind wir im neuen Jahr. Im 1942, von dem so viel erwartet wird. Wenn dieses Jahr nur die Hälfte eintrifft, was man sich so gewünscht hat am ersten Tag, dann — dann wollen wir zufrieden sein, gelt.

Ich muß Dir eingestehen — es geht niemanden etwas an — ich bin sehr pessimistisch. Oft bin ich derart bedrückt, daß ich weinen könnte. Man lebt, um für die Kleinen zu sorgen, die Haushaltung aufrecht zu halten. Aber dies ist der einzige Lebenszweck.

Ja, noch der Mann. Oskar steht, wie Du weißt, seit anfangs November wieder irgendwo an der Grenze. Es geht ihm gut, gottlob. Die sind warm aufgehoben dort, und er hat genügend Wollsachen, genügend zu essen. Auch der Dienst sei, abgesehen vom langen Wachtdienst, nicht allzu streng. Seine kurzen Berichte beruhigen. Man hat doch eine Sorge weniger, wenn man weiß: Der Mann ist gesund.

Aber der Verdienst! Wie soll das weitergehen? Freilich, wir haben noch zu leben und von jedem Sold schickt Oskar etwas nach Hause. Seit Beginn der «großen Zeit», wie man manchmal zu sagen pflegt, mußten wir uns natürlich stark einschränken. Damals, als Oskar so schön verdiente, als wir uns nicht lange überlegen mußten, ob wir noch eine Zeitung abonnieren wollten oder über das Wochenende mit den Kindern verreisen möchten — damals hätten wir vielleicht sparen sollen. Wie ich mich heute weidlich ärgere, nicht vorher daran gedacht zu haben. Jetzt ist's zu spät — die Franken sind zur Tasche hinausgerollt. Man hat schnell gelebt, schnell ausgegeben und nichts behalten. Jede Flasche Wein, jeder Kilometer in der Eisenbahn, alles ärgert mich, obwohl wir damals diesen Betrieb genossen haben.

Nun sieht alles anders aus. Man muß sich beinahe schämen, so verarmt zu sein und so rechnen zu müssen. Dies und das, was früher eine Selbstverständlichkeit war, kommt heute nicht mehr in Frage, das Wort «Luxus» wird aus unserm Wörterbuch gestrichen. Dabei rechne ich zum Luxus schon den Schwarzen Kaffee am Sonntag nach den Mittagessen, oder den wöchentlichen Kinobesuch am Samstagabend und dergleichen. Ja, ich habe schon das Gefühl, die Nachbarn zeigen auf mich und lachen mich aus. Mit gesenktem Kopf gehe ich über die Straße — ich leide sehr darunter.

Wahrscheinlich ist auch dies der Grund meines langen Stillschweigens. Es hat mich gedrückt — aber ich konnte es einfach niemandem sagen. Jetzt ist's draußen. Es ist mir schon wohler. Ich denke, daß ich an Dir eine Hilfe habe — ach, hätte ich Dir doch schon längst geschrieben!

Gelt, Du verstehst mich recht, liebe Martha, ich bettle Dich nicht an. Ich will von Dir kein Geld — Du hättest wohl auch gar keins zu verschenken oder zu leihen. Aber wenn Du auch nur ein gutes Wort hast, dann schreibe es Deiner Ursula.

Liebe Ursula!

Du bist nur wenige Jahre jünger als ich und bist, wie ich, Mutter von drei Kindern. An dieses dachte ich, nachdem ich Deinen Brief gelesen hatte. Sonst hätte ich nämlich den ersten Zug genommen und wäre zu Dir gefahren und hätte Dich wie ein kleines ungezogenes Mädchen über die Knie genommen.

Siehst Du, jetzt hast Du schon ein wenig gelacht. Damit ist viel erreicht. Bis zum Schluß dieses Briefes wird es aber noch ganz anders werden. Paß mal auf!

Du bist pessimistisch. Schön, das verstehe ich. Es ist heutzutage sehr, sehr schwer, mit gutem Mut in die Zukunft zu sehen und mit aufrechtem Kopf den nächsten Zeiten zu begegnen. Aber den Kopf hängen lassen — das darf nicht sein! Unter keinen Umständen!

Ueberlege Dir doch nur einmal, was Dich eigentlich bedrückt. Alles kann man von zwei Seiten sehen — die Kunst ist es eben, die richtige Seite herauszufinden.

Suchen wir einmal: Deinem Manne geht es soweit recht. (Meinem ja auch. Ich weiß, wie unendlich schön das ist.) Diese Sorge ist weniger, schriebst Du — ganz richtig. Dazu kommt noch etwas anderes: Merkst Du nicht, wie stolz Du sein kannst, die Frau eines Soldaten zu sein, der diesen Winter über ein paar Wochen lang an der Grenze steht? Einen Mann zu haben, den man durch und durch kennt und den nun draußen in Schnee und Eis zu wissen — für mich, seine Frau, und für Dich, und für die Nachbarin, für die Kinder, für alle, alle! Allein schon dieser Gedanke stärkt mein Rückgrat, wenn ich einmal zwischendurch tief Atem holen muß.

Jetzt fehlt der Lohn — der Sold ist spärlich. Ja, ja, ich kenne dieses Klagelied. Bei uns geht's ja auch nicht anders. Und im Stockwerk unten dran auch nicht. Wo man hinhört, immer das gleiche.

Es ist tatsächlich sehr schwer — aber Du solltest Dich doch etwas schämen, auch nur eine Klage über Deine Lippen kommen zu lassen! Denk an andere Frauen, mit mehr Kindern, ohne jegliches Erspartes. Denk doch an Familien, die sich mühsam mit Unterstützung durch das Leben helfen. Denk ans Ausland, an die Flüchtlinge, an Frauen ohne Männer, ohne Wohnung, ohne Habe, ohne alles — nur die hungrigen Kinder sind da, und wie diese Schnäbelchen gestopft werden können, wissen diese Frauen meistens auch nicht.

Weil Du am Sonntag keinen Schwarzen Kaffee mehr haben kannst, weil Du nicht mehr ins Kino kannst, beklagst Du Dich und «schämst» Dich, wie Du schriebst. Schämen sollst Du Dich, ich habe es schon geschrieben. Ja, schämen — aber nicht weil Du endlich, endlich sparen lernst, sondern weil Du unnötigerweise klagst.

Das ist nichts als Einbildung, wenn Du glaubst, die Nachbarn lachen Dich aus. Heute wird sicherlich keiner ausgelacht, der spart. Für Dich sind «diese nicht so leichten Zeiten» geradezu eine treffliche Lehre. Wenn dann wieder einmal alles in Ordnung ist, wirst Du von den vergangenen Monaten profitiert haben.

Zum Schluß noch etwas:

Unsere Männer haben uns nun wieder allein gelassen. Das gehört sich so und wir gaben uns Mühe, ihnen auch diesmal den

(Fortsetzung auf Seite 474.)

Briefwechsel nach Neujahr. (Fortsetzung von Seite 468.)

Abschied nicht zu schwer zu gestalten. Auch immer, wenn sie auf Urlaub kamen, haben wir beim Adieu dann auf die Zähne gebissen. Du auch, ich bin überzeugt.

Dein Oskar und mein Willy sind nun mit andern Männern zusammen. Ihr Zusammenleben kittet. Etwas, das im zivilen Leben leider so wunderselten ist, die Kameradschaft, beginnt zu blühen.

Sind wir Frauen nicht auch alle Kameraden? Gleich wie unsere Männer zusammenhalten, müssen auch wir zusammenhalten. Wenn wir unter uns einig sind, wenn wir lächelnd rechnen lernen, wenn wir den Kopf oben halten und durch die Feldpost schreiben: «Es geht uns gut, Du brauchst Dir keine Sorge zu machen» — dann helfen wir nicht nur unsern Männern, sondern zum größten Teil auch uns selbst. Jede sich selbst und jede der andern.

Wir brauchen uns nichts vorzumachen und uns anzulügen: «O nein, wir spüren die Zeit nicht. Wir haben ja alles und Geld in Hülle und Fülle!» — Bleiben wir ruhig bei der Wahrheit, aber machen wir sie nicht schlechter, als sie schon ist.

Optimismus, liebe Ursula, Optimismus steckt an. Versuch's nur einmal. Der beste Beweis wird dieser Brief sein. Du mußt mir einfach recht geben: So schlimm sieht es bei Euch auch nicht aus! Du bist nicht allein auf der Welt. Wir andern Frauen sind auch noch da. Und wir halten zusammen — unsern Männern und Kindern und unserm Vaterland zuliebe!

Komm, Ursula, wir drücken uns die Hand!

Deine Martha.

Von den Kriegsschauplätzen

Wie Gondar verteidigt wurde

Auf Grund der letzten Lageberichte, die von den heldenhaften Verteidigern des letzten Restes von Italienisch-Ostafrika in Rom einlangten, wurde von militärischer Seite der internationalen Presse eine aufschlußreiche Darstellung der Kämpfe um Gondar gegeben. In diesem auf einer Hochebene von 2000 Meter gelegenen Gebiet, dessen Mittelpunkt die von einem System fester Punkte umgebene Stadt Gondar mit ihren 14,000 Einwohnern bildet, hielten die insgesamt 27,000 Mann seit Monaten dem Ansturm der britischen Uebermacht stand. Unter diesen 27,000 Verteidigern des italienischen Kolonialreiches waren übrigens 15,000 Eingeborne, die bei aller Treue und individuellen Tapferkeit natürlich den mörderischen Waffen des modernen Krieges gegenüber nicht die gleiche Nervensubstanz und technische Beherrschung aufweisen wie weiße Männer.

Die italienischen Truppen ihrerseits bestanden aus Truppen, die seit 1935 in dem Lande weilten oder als Siedler dort eingesetzt waren. Sie waren natürlich von den Einwirkungen des schwer erträglichen tropischen Klimas nicht verschont geblieben, das selbst unter günstigen Bedingungen dem Gesundheitszustand des Weißen stark zusetzt und mit seinen zahlreichen Infektionskrankheiten diesen auch häufig verhängnisvoll wird. Außerordentlich schwierig gestaltete sich die Ernährungslage der Streitkräfte, die ausschließlich auf die Erzeugnisse des eng begrenzten Agrargebietes innerhalb des Gürtels der festen Stellungen von Gondar angewiesen waren. Die Brotration für die Frontkämpfer betrug 250 bis 300 Gramm, wobei dieses Brot aber nicht etwa aus Weizenmehl, sondern aus einem nur schwer genießbaren und noch schwerer verdaulichen Gemisch von Erbsen, Bohnen, Negerhirse und Kartoffeln hergestellt wurde. Besondere Schwierigkeiten bot die Fleischversorgung, da das Vieh von den Eingebornen nur gegen silberne Mariatheresientaler gekauft werden konnte. Die Abessinier weigerten sich, italienische Lire anzunehmen, und die Italiener konnten und wollten nicht zu Zwangsmaßnahmen schreiten. Die Mariatheresientaler wiederum konnten nur dadurch beschafft werden, daß die Italiener Gewehre an die Eingebornen verkauften. Man mußte die Gefahr in Kauf nehmen, daß sich die Gewehre eines Tages gegen die Italiener selbst richten könnten. Zucker und Oel endlich verschwanden so gut wie vollständig von der Bildfläche oder wurden zu Preisen von 50 RM. je Kilogramm Zucker und 80 RM. je Kilogramm Oel gehandelt. Auch die Uniformen und sonstigen Bekleidungsstücke der Afrikakämpfer waren in einem traurigen Zustand, die Schuhe mußten entweder mit alten Autoreifen oder mit Holz neu besohlt werden, und zum Schluß war auch dieses nicht mehr vorhanden, und viele italienische Soldaten liefen barfuß über das scharfe afrikanische Gestein. Für die Schwierigkeiten der Kleiderbeschaffung ist es beispielsweise kennzeichnend, daß die italienische Militärverwaltung aus Krawatten Hosen für die Soldaten zusammennähen ließ. Schweres Kopfzerbrechen verursachte der italienischen Militärverwaltung auch die Unterbringung der Truppen. Anstatt der verschlissenen Zelte wurden Autodächer und dergleichen verwendet und notdürftig gegen die furchtbare Gewalt der Tropenregen abgedichtet.

Um schließlich in der Bewaffnung den Briten nicht allzu unterlegen zu sein, fertigten die Italiener sich selbst aus alten landwirtschaftlichen Traktoren und Lastkraftwagen, die sie mit Eisenteilen von abgeschossenen Flugzeugen und alten Kraftwagen benagelten, zwei Kampfwagen an, die sie mit je sieben Mg. bestückten. Trotz der unhaltbaren Ernährungslage — die Verteidiger von Gondar und die Bevölkerung lebten fast ausschließlich nur mehr von Gemüse, und manche der vorgeschobenen Stellungen waren tagelang ohne Nahrung — und trotz der ungeheuren Ueberlegenheit der Briten hielten die italienischen Verteidiger, die natürlich keine Hoffnung auf Entsetzung hatten, durch Monate und Monate stand, nur von dem Gefühl ihrer soldatischen Pflicht und der Bekräftigung des Anrechtes Italiens auf diesen Boden Afrikas geleitet.

Soldatenwohnungen

Zufrieden betrachtet die «Bunkergemeinschaft» ihr Werk. Die sechs Mann sitzen auf dem schmalen Brett, das sie als Sitzgelegenheit vor ihrer Schlafstelle angebracht haben, und lassen ihre Augen liebevoll auf dem kleinen Oefchen ruhen, das eine behagliche Wärme verbreitet.

Der Unterstand, den sie hier ihren Bunker nennen, ist endlich fertig geworden. Die Hände, die im Frost der vergangenen Tage Stunde um Stunde Pickel, Hacke und Schaufel in die harte Erde stießen, haben jetzt eine wohlverdiente Ruhepause. Einer steht auf und legt Holzscheite auf das Feuer. Er kann sich nicht ganz aufrichten, denn gerade über ihm ziehen sich zwei große Balken hin, die die Holz- und Erddecke des Unterstandes tragen. Außen ist alles gut getarnt. Hecken und Kiefern stehen da wie sonst überall in diesem leichtbewaldeten Gelände; erst ganz in der Nähe ist der Graben zu erkennen, der zum Eingang führt.

Die Lehmwände im Innern sind geglättet. An einer Seite sind sie mit Brettern verschalt. Es ist die Kleider- und Ausrüstungsecke der Gruppe, die an diesen Brettern ihre Mäntel, Mützen, Koppel aufhängt. In kleinen Nischen stehen die Kochgeschirre, in anderen liegen Handgranaten bereit. Das Licht fällt in diesen Unterstand durch ein kleines Fenster von oben auf den mit Bohlen überlegten Fußboden. Die Schlafstelle mit der Strohpackung im Hintergrund des Raumes bleibt im Halbdunkel. Fenster in der Seitenwand sind besser. Wenn es nämlich einmal einen Splitterregen von oben durch Artilleriefeuer der Bolschewisten gibt. Aber hier hat es sich nicht anders machen lassen. Außerdem wird man sich